

Eva Meijer

Leuchtturm
der Hoffnung



Eva Meijer

—

Leuchtturm der
Hoffnung

—

Anmerkungen zu einer Welt,
die verschwindet

Aus dem Niederländischen
von Hanni Ehlers

Naturkunden

NATURKUNDEN NO. 123

herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Einleitung: Seepocken 5

1 · Der Klang überfliegender Gänse 11

2 · Kiefern 29

3 · Der erste Herbsttag 58

4 · Gegengewicht 80

5 · Horizont – als Schlussfolgerung 91

Literaturverzeichnis 99

Dank 102

Einleitung: Seepocken

Ich kann die Seepocken nicht finden.

Es ist ein warmer Samstagnachmittag im September, ich bin gerade auf der Insel Vlieland angekommen und laufe auf dem Deich am Wattenmeer entlang.

Früher war ich oft auf der Insel. In den Herbstferien wohnte ich mit meinen Eltern und meiner Schwester im Strandhotel, im Sommer auf dem Campingplatz Stortemelk. Auch später bin ich noch hier gewesen, allein und mit Geliebten, aber mein letzter Besuch liegt schon fast zwanzig Jahre zurück.

Auf Vlieland wurde ich zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben von einer Biene gestochen, auf der Terrasse des Pannenkoekenrestaurants in der Dorpsstraat (ich war fünf und aß einen Pfannkuchen mit Korinthen und Rosinen, der heftige Schmerz überraschte mich); schief ich zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben eine Nacht am Strand; ritt ich auf den Isländern vom Stal Edda über jenen Strand – wovon mir die Liebe zu Island geblieben ist; lief Hündin Pika beim ersten Spaziergang nach der Ankunft weg, wohl weil sie ein Kaninchen gesehen

hatte, es regnete und stürmte, weit und breit keine Spur mehr von ihr, in meiner Erinnerung dauerte es Stunden, aber in Wirklichkeit waren es vielleicht nur zehn Minuten; feierte ich mit meiner Familie, beziehungsweise dem noch von ihr verbliebenen Teil, den Jahrtausendwechsel; wurde ich mit meiner Freundin H. aus einer Kneipe geworfen, weil wir uns küssten und die Stammgäste Anstoß daran nahmen; fand ich Strandseeigel und Rocheneier, Schulpel von Tintenfischen und Knotentang, die meine Schwester und ich zu Hause in Bilder klebten.

Meine jetzige Reisegefährtin ist Doris. Sie ist, wie die niederländische Kinderbuchautorin Bibi Dumon Tak es nennen würde, ein ziemlich wilder Hund mit nicht vielen Freunden. Bist du aber einmal mit ihr befreundet, kümmert sie sich sehr gut um dich.

Sie ist das erste Mal auf einer Fähre gewesen. Nervös legte sie sich zu meinen Füßen unter den Tisch und blickte starr in eine Richtung. Es waren noch andere Hunde an Bord. Entfernt war auch das Jaulen einer Katze zu hören, und beim Einsteigen hatte ich jemanden gesehen, der einen Käfig mit einem Papagei trug. Für mich war die Überfahrt vertraut. Das Schiff fährt beim Ablegen zuerst ein kleines Stück rückwärts, dann vorwärts, und vor dem Anlegen läuft es andersherum ab. Ich wusste nicht, dass ich das noch wusste, die Erinnerung schlummerte offenbar irgendwo in

meinem Körper. Weil ich Doris dabei habe, konnte ich nicht aufstehen, um zu gucken, ob die Seehundsandbank unweit der Küste noch da ist.

Ich habe keine großen Pläne für die Reise gemacht, aber die Seepocken, die die Steine der Längsbuhne im Hafen wie mit weißen Warzen überzogen, schienen mir ein guter Auftakt zu sein. Als Kind habe ich immer lange darauf geschaut, während wir auf das Schiff warteten, wohl weil diese kompakten Tierchen fast etwas von Skulpturen hatten.

Seepocken sind Krebstiere, sie gehören zu den Rankenfußkrebse, die sich nach ihrem Larvenstadium an irgendetwas festsetzen oder irgendwo einbohren. Sie siedeln sich auf Steinen an, auf Holz oder an Schiffswänden, manchmal sogar auf Walen und Schildkrötenpanzern. Da sie den Wechsel von Ebbe und Flut, von Nässe und Trockenheit mögen, suchen sie oft Wellenbrecher und Gezeitenzonen auf. Der Körper der Seepocke ist von sechs kleinen Kalkplatten umhüllt, mit einem Deckel, der geöffnet werden kann, damit sie ihre Beine herausstrecken kann, um Plankton aus dem Wasser zu filtern. Seepocken sind gleichzeitig männlich und weiblich. In der Paarungszeit wächst ihr Penis auf die siebenfache Körperlänge an, damit sie die nächstgelegenen Artgenossen befruchten können.

Der Landungsplatz der Fähre ist erneuert worden, und ich kann nirgends Seepocken sehen. Sogar die Buhne, auf der sie hafteten, scheint nicht mehr da zu sein. Vielleicht hat aber auch die Flut gerade ihren Höchststand erreicht. Mein Rucksack ist schwer, und Doris irritiert das Gedränge auf dem Platz, daher gehen wir gleich weiter zum Fremdenverkehrsverein VVV, um den Schlüssel für unser Ferienhäuschen abzuholen.

Sicherheitshalber sehe ich mir den Weg dorthin an, obwohl ich ungefähr weiß, wo es ist. Neben dem VVV ins Dorf hinauf, vor der Bibliothek nach links, den Radweg entlang und dann rechts ab, durch den Wald Richtung Nordsee.

Im Dorf geraten Doris und ich in eine Gruppe junger Männer in Poloshirts, mit Kanus und Bierdosen, die sich nicht bewusst sind, wie viel Raum sie einnehmen. So laufen wir an einem großen Hotel vorüber, das ich nicht wiedererkenne, ein neues Gebäude, das auf alt getrimmt ist, mit einem Restaurant im Wintergarten. Ansonsten scheint sich auf der Insel wenig verändert zu haben. Aber nicht alle Veränderungen sind ja gleich sichtbar.

Auf der Fähre habe ich einen 2018 erschienenen UNESCO-Bericht über den ökologischen Stand der Dinge in der Wattenmeerregion gelesen. Darin bringen mehr als hundert dänische, deutsche und niederländische Forschende ihre Besorgnis zum Ausdruck. Den Seehunden geht es relativ gut, aber der Zustrom

von Vögeln nimmt immer weiter ab, und die Fische haben es auch schwer. Schuld daran ist die Veränderung ihres Lebensraums durch die Klimakrise und menschliche Einwirkungen wie Verschmutzung. Der Klimawandel – höhere Temperaturen, Anstieg des Wasserspiegels und extremeres Wetter – droht sogar das gesamte Ökosystem Wattenmeer auszulöschen. Eines Tages wird das Watt gar nicht mehr trockenfallen, weil Sediment nach und nach abgetragen und nicht mehr neu angelagert wird. Das Trockenfallen der Wattflächen aber ist für viele Vögel lebenswichtig. Für uns Menschen verändert sich nur die Aussicht, doch für sie verschwindet der Lebensraum. Vielleicht ist es schon 2050 so weit.

Das Wattenmeer ist eines von vielen Ökosystemen, die fatalen Veränderungen unterworfen und dem Untergang geweiht sind. Die gesamte Natur steht unter Druck. Tierarten sterben aus, Permafrost und Polarkappen tauen auf, unser Winter wird zu Herbst.

›Natur‹ sagt mir eigentlich nicht so viel. Der Begriff ist vage und hat vor allem in den Niederlanden, wo alles künstlich angelegt ist und bewirtschaftet wird, häufig eine ziemlich romantische, ja konservative Note. Nichtmenschliche Tiere werden darauf reduziert – als hätten sie keine Kulturen und Menschen nichts Natürliches. Was als natürlich betrachtet wird, ist ein kulturelles Konstrukt, das zudem oft Machtstrukturen verfestigt. Darauf werde ich noch zurückkommen.

Das Verschwinden dessen, was Natur genannt wird – der lebendigen Welt, in der wir alle zu Hause sind –, treibt mich durchaus um. Doch zugleich müssen wir von allem Möglichen Abschied nehmen: Angehörigen, Geliebten, Haustieren, und die natürliche Welt zeigt uns, dass das dazugehört. Gut ist es deswegen nicht, gut ist es nie, aber so ist unser Dasein gestrickt.

Im Folgenden gehe ich auf die Suche nach dem, was verschwindet. Nicht um zu katalogisieren, was wir verlieren, sondern um herauszufinden, was wir dem gegenüberstellen können. Ich tue das auf Vlieland, weil hier Stückchen meiner eigenen Geschichte liegen und weil hier der Klimawandel lauert. Außerdem ist eine Insel ja die Welt im Kleinen.

I · Der Klang überfliegender Gänse

Doris und ich werden am Sonntagmorgen früh wach – es ist die Unruhe der ersten Nacht an einem neuen Ort, die den Schlaf einbrechen lässt wie dünnes Eis. Und das Haus, in dem wir uns einquartiert haben, steht auf Pfählen. Unter ihm wohnen Tiere, Wildkaninchen, Ratten oder Mäuse, ihr Scharren umrandet die Nacht.

Stern, wie unser Haus heißt, passend benannt nach einer Familie hier nahezu ausgestorbener Seevögel¹, liegt gut sichtbar auf einer Düne, umringt von anderen Dünenhäusern. Mit seiner Veranda aus dunklem Holz, seinen vielen Fenstern und seiner verschachtelten Kastenform kommt es mir irgendwie bekannt vor. Ich habe meiner Mutter nach der Ankunft ein Foto geschickt, und sie schrieb zurück, dass sie es auch wiedererkenne. In meiner Erinnerung stand es frei, die Ferienhäuser haben sich in den vergangenen zwanzig Jahren vervielfacht.

In der Morgendämmerung laufen Doris und ich den Hang hinunter zum Wald jenseits der Straße. Vor dem Haus wacht eine große Kiefer, die etwas Prähis-

1 Sternidae = Seeschwalben.

torisches hat, um sie herum stehen die Dünenrosen mit ihren rosa, roten und orangen Hagebutten. Kleine Vögel hüpfen von Zweig zu Zweig, es ist nicht hell genug, um sie erkennen zu können.

Der Wald ist noch still. Wir folgen einem gewundenen Pfad ins Halbdunkel, kommen dann über einen Moostepich in einem schiefen Bogen zur Straße zurück. Moose gelten als die frühesten Landpflanzen, man hat Fossilien von Lebermoosen gefunden, die 475 Millionen Jahre alt sind. Moose haben keine eigentlichen Wurzeln. Sie verhaften sich mittels Rhizoiden im Untergrund, das sind wurzelartige Strukturen, die im Gegensatz zu echten Wurzeln keine Nährstoffe aufnehmen können (das geschieht bei Moosen hauptsächlich über ihre Oberfläche).

Wissen werde oft baumartig dargestellt, schreiben Gilles Deleuze und Félix Guattari 1977 in *Rhizom*. Als etwas, das Wurzeln habe und chronologisch so gewachsen sei, mit Verzweigungen, die man auf einen Stamm zurückführen könne. Als etwas mit einem klaren Ursprung. Doch so funktioniert die Welt, die Kultur, das Denken ihrer Meinung nach nicht. Also stellen sie dem das Rhizom gegenüber. In der Botanik sind Rhizome genau wie die Rhizoide der Moose wurzelartige Systeme, die aber dicht an der Oberfläche bleiben und verschiedene Ausgangspunkte haben. Das Rhizom könne als Metapher für neue Formen des Denkens und des Wissenserwerbs dienen, die nicht hierar-

chisch seien und nicht von der universellen Wahrheit ausgingen, auf die die westliche Philosophie aus sei. Wie ein Rhizom seien Phänomene auf zahllose Weisen miteinander verknüpft und so auch zu untersuchen. Das Rhizom biete eine andere Art von Blaupause für das Denken als der Baum.

Heute wissen wir, dass Bäume mittels ihrer Wurzeln und unterirdischer Pilzgeflechte miteinander kommunizieren, dass es dort unten ebenfalls vielerlei Zugänge zum Gespräch gibt, und vielleicht kann uns auch die Höhe einer Baumkrone etwas eröffnen. Ehrlich gesagt finde ich, dass der Baum eine gute Metapher für eine Menge Dinge ist. Das soll die Bedeutung des Aufrufs von Deleuze und Guattari, nicht immer nur linear und hierarchisch zu denken, aber nicht schmälern. Jede Erzählung kann mehr als einen Ausgangspunkt haben, und welchen man wählt, entscheidet darüber, wohin man gelangt.

Ein anderer Ausgangspunkt

»Gerrit ist ins Krankenhaus gekommen«, whatsappte meine Schwester Esther an einem Donnerstagnachmittag im Dezember 2018. Ich rief sie an – mein Vater sei mit dem Krankenwagen abgeholt worden, was genau mit ihm sei, wisse sie nicht. Meine Mutter habe die Kinder gehütet und sei jetzt auf dem Weg zu ihm. Olli, mein anderer Hund, begriff sofort, dass etwas

nicht in Ordnung war. Er lehnte sich an mich und drückte die Nase in meine Hand.²

Ich nahm den nächsten Zug und war anderthalb Stunden später im Krankenhaus in Hoorn. Mein Vater war ohnmächtig geworden und hatte, als er wieder zu sich kam, den Hausarzt angerufen. Der hatte einen Krankenwagen geschickt. Im Krankenhaus wurde festgestellt, dass mein Vater ernste Herzrhythmusstörungen hatte – sein Herz schlug mal viel zu schnell, mal viel zu langsam. Er lag in einem kleinen Zimmer auf der Kardiologischen Intensivstation, meine Mutter war schon bei ihm. Dass sein Herz ab und zu aus dem Takt geriet, war nichts Neues, deswegen war er schon in Behandlung gewesen. Das war auch jetzt nicht das größte Problem. Besorgniserregender war der Beinaheherzstillstand.

Ich setzte mich zu meinem Vater und hielt seine Hand. Auf dem kleinen Monitor rechts neben seinem Bett sah ich seinen Herzschlag. Der stieg bis auf 120 an, stockte plötzlich, fiel langsam auf 30, blieb dort kurz hängen und kroch dann wieder aufwärts. »Ich hatte einen kleinen Aussetzer«, sagte mein Vater, als der Wert wieder bei 70 war. Eine Pflegekraft legte eine Infusion, die den Herzschlag anregen sollte. Eine andere

2 Olli erfühlt alles, auch wenn er manchmal mit seinen eigenen Sachen beschäftigt zu sein scheint. Als meine Schwester hochschwanger war, begrüßte er nicht nur sie, sondern auch das Kind in ihrem Bauch, den er kurz mit der Nase anstupste.

Pflegekraft kam mit einem Fragebogen herein: »Sind Sie gegen irgendetwas allergisch?«

»Gegen Krankenhäuser«, sagte mein Vater.

Die Pflegekraft ging, ich wechselte ein paar Worte mit meiner Mutter. Der Herzschlag meines Vaters stieg wieder an, was er gar nicht zu registrieren schien, und dann begab sich die Zahl auf dem kleinen Monitor erneut in den freien Fall. Gerrit drückte meine Hand, sah mich an. Als Kind hatte ich manchmal meine Hand in die seine gelegt, aber danach eigentlich nie mehr. Seine Hand war immer noch viel breiter als meine.

In den darauffolgenden Stunden gab es ein paar solcher »kleinen Aussetzer«. Manchmal fing mein Vater an zu zittern und zu zucken, manchmal sah er mich an. In seinen Augen erblickte ich in dem Moment die Tiefe, das Jenseits. Das ließ mich nicht etwa in Panik geraten, sondern machte mich gerade ganz ruhig.

Ich bin zwar gut in Notfällen, wunderte mich später aber doch über das Gefühl, das ich in dem Moment hatte: Mein Vater will nicht sterben, und ich will auch nicht, dass er stirbt.³ Es hatte nichts mit Resignation zu tun, dass ich so ruhig wurde, sondern vielmehr mit

3 Nach dieser Sache hatte ich eine Zeit lang Herzklopfen – Empfindungen anderer färben schnell auf mich ab. Manchmal komme ich mir vor wie ein Resonanzkörper. Psychologen sprechen bei der Übernahme von Emotionen von »Gefühlsansteckung«, die auch bei vielen nichtmenschlichen Lebewesen vorkommt. Man hat das zum Beispiel

der Erkenntnis, dass zwischen Tod und Leben kein Abgrund klafft, wie es meistens scheint, sondern dass sie ineinander verflochten sind. Dass der Tod von Anfang an unser Begleiter ist und uns das Dasein auf der Welt stundet, bis wir sie eines Tages wieder verlassen müssen.

Gerrit bekam eine Schrittmachersonde, und weil die nicht gut anschluss, schnellstens einen richtigen Herzschrittmacher. Wir verbrachten geraume Zeit in den Wartezimmern verschiedener Abteilungen, die alle mit Kaffeeautomat, weißen Stühlen und Tischen sowie einem Zeitschriftenständer ausgestattet waren.

In Krankenhauswartezimmern wird die Zeit zähflüssig, scheinen Minuten leicht Stunden zu dauern. Gedanken mischen sich mit früheren Gedanken, Erinnerungen an andere Male in solchen Wartezimmern drängen sich auf: An meine Tante, als ihr nach einem halbherzigen Selbstmordversuch der Magen ausgepumpt werden musste (dass sie die Finger um mein Handgelenk schloss, ich war fünfzehn, und sagte »du verstehst das doch, nicht?«); an meine Cousine, die eine Hirnhautentzündung bekam, als wir elf waren (da habe ich zum einzigen Mal gebetet, in Gedanken, nicht laut, während ich ihren Hund Bobo auf

bei Mäusen untersucht und betrachtet es als primitive Form von Empathie. Zugleich ist es aber natürlich eine sehr hoch entwickelte – zu fühlen, was der andere fühlt, ist ein wahnsinnig starkes Vermögen.

dem Parkplatz neben dem Supermarkt Gassi führte, »Gott, du weißt, dass ich weiß, dass es dich nicht gibt, aber ...«); an meine Oma, die, als ihre Lunge voller Flüssigkeit war und sie schon dem Tode nah, eigentlich wieder nach Hause wollte; an meine Eltern, denen Ende der Neunziger ein junger Typ frontal ins Auto gekracht war, der zwar schon einen Führerschein hatte, aber noch kein ausgereiftes Gewissen.

Jeder weiß, dass Zeit fließend ist, dass verschiedene Momente in Form von Erinnerungen wiederkehren können und dass die Bedeutung dieser Erinnerungen davon abhängt, was zum jeweiligen Zeitpunkt mitspielt. Eigentlich ist das schon eine Art Fiktion. Es hat den Anschein, als seien die Wahrheit in Form messbarer Fakten und das Erfundene in Form von Romanen oder Kunst strikt eingegrenzte Bereiche, doch die Wirklichkeit ist komplexer.

In dem Roman *Damals* schreibt die US-amerikanische Autorin Siri Hustvedt im Alter von 61 über sich selbst mit 23. Sie versucht herauszufinden, wie sich diese beiden Frauen zueinander verhalten. Zeit sei die vierte Dimension, schreibt sie, und in der Raumzeit des Physikers Minkowski (in der unterschiedliche Momente nicht vor- oder hintereinander stehen, sondern schwesterlich nebeneinander) koexistierten die 23-jährige und die 61-jährige Hustvedt, sodass sie sich theoretisch begegnen könnten, obwohl die 23-Jähri-

ge immer noch dort sei, wo sie war. Aber das ist für unseren Menschenverstand nicht fassbar. Hustvedt ist nicht mehr dieselbe Person wie die 23-Jährige, ihre Vergangenheit ist zu einer Geschichte geworden, durch deren schriftliche Fixierung diese Vergangenheit nicht freigelegt wird, sondern noch mehr zur Fiktion gerät.

Wir sind immer teilweise Fiktion: Wir erzählen nicht nur einer neuen Freundin oder dem Psychiater, wer wir sind, sondern auch uns selbst. Und so nimmt das Ich stets wieder eine etwas andere Form an. Nicht, dass es keine feste Form gäbe oder keine Eigenschaften oder sich nichts tun würde. Nicht, dass es keine anderen Beurteilungen gäbe – da könnten wir ja einpacken. Nein, so wie das Ich in diesem Text zwangsläufig vom wirklichen Ich abweicht, das in diesem Moment auf einem Sofa (eigentlich eine längliche Kiste mit einem blaugrauen Kunstlederpolster) in einem Häuschen auf Vlieland sitzt und ihn schreibt,⁴ weicht die, die Sie jetzt sind, von der ab, die Sie als Kind waren, und der, die Sie in einer Weile sein werden.

4 Eines der Bücher, die ich bei mir habe, ist *Die Unruhigen* von Linn Ullmann. Ullmann versucht, das Leben ihrer Eltern, das in der Realität für sie nicht greifbar ist, in Text einzufangen, wobei sie sich vor allem auf ihren Vater, Ingmar Bergman, konzentriert. Um über ihre Eltern schreiben zu können, hätten diese zu Figuren werden müssen, schreibt sie. Aber das gilt auch für die Autorin selbst.

Die Wörter, die wir verwenden, spielen hierbei auch eine Rolle. Sie sind keine neutralen, beamtenhaften Informationsträger, sondern sie haben im Laufe der Geschichte eine von kulturellen Prozessen und Praktiken beeinflusste Form bekommen, die bestimmend ist für das, was gesagt und was nicht gesagt werden kann. Sie geben der Darstellung einer Situation letztlich das Gepräge, und damit formen sie auch uns.⁵

Gewesenheiten

Die Sache mit dem Herzschrittmacher ging gut aus, aber jetzt ist mein Vater krank. Dadurch beschleicht mich die Vergangenheit viel stärker als gewöhnlich. Irgendwer hat mir mal geschrieben, diese Rückbesinnung auf das Früher, in dem Moment, wo jemand krank ist oder stirbt, habe damit zu tun, dass wir nun

⁵ Wörter formen zum Beispiel die Wahrnehmung. Bei Farben etwa. Manche Sprachen, wie das Dani, das auf Papua-Neuguinea gesprochen wird, und das Bassa, das in Liberia und Sierra Leone gesprochen wird, haben keine Wörter für einzelne Farben, sondern nur für hell und dunkel. Dunkel verweist auf kalt und hell auf warm. Farben wie Schwarz, Blau und Grün sind kühl, also dunkel; Weiß, Rot, Orange und Gelb sind warm. Die Warlpiri-Sprache eines australischen Aboriginee-Stamms kennt keine Farbwörter – stattdessen werden Textur, Erleben, Funktion beschrieben. Die meisten Sprachen haben fünf Grundbezeichnungen für Farben. Die Berinmo auf Papua-Neuguinea und die Himba in Namibia

QUELENNACHWEIS

Einige Abschnitte aus diesem Text sind zuvor (in anderer Form) als Kolumnen in *Trouw* erschienen. Die Passage über Bloch und das Hoffen-Lernen erschien (ebenfalls in anderer Form) zuvor in einem Essay über das Träumen und Hoffen, den ich für die Sammlung *Recipes for the Future* schrieb.

NATURKUNDEN NO. 123

Erste Auflage Berlin 2026

NATURKUNDEN

herausgegeben von Judith Schalansky

erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin

ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright der deutschen Ausgabe © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright der Originalausgabe *Vuurduin* © 2021

Eva Meijer (first edition published by Stichting

Maand van de Filosofie)

EINBAND Judith Schalansky, Berlin

SATZ Pauline Altmann, Palingen

SCHRIFT Martina Plantijn von Kris Sowersby /

Klim Type Foundry

HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin

PAPIER 90 g/qm Caribic, 1,2-faches Volumen

DRUCK, BINDUNG Art-Druk, Szczecin, Polen

Printed in Poland.

ISBN 978-3-7518-4046-0

www.naturkunden.de

www.matthes-seitz-berlin.de